

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerley zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-354338](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-354338)

Da stehen wir, lieber rheinländischer Leser, nach einem wie gewöhnlich unter Furcht und Hoffnung, unter Sonne und Leiden zurückgelegten Lebensjahre, wieder am Anfang eines neuen, und sehen wie immer mit wonniger oder schmerzlicher Erinnerung, eine Thräne der Freude oder der Wehmuth, oder beide zugleich im Auge, zurück in die nächste Vergangenheit. Der Blick des Einen ruht auf einem Grabe, das seine Freuden verschlungen; der des Andern ergötzt sich noch an den freundlichen Blumen der Gegenwart, die um ihn blühen; ein Anderer wieder sieht hin auf knospende Hoffnungen, die in der Zukunft sich ihm zu Freudenblüthen entfalten sollen, wenn seine Erwartung nicht betrogen wird. Im Punkt der Weltregierung jedoch, wer mit treuem Herzen an dieselbe glaubt, kann eigentlich keine Erwartung oder Hoffnung eines Sterblichen betrogen werden; denn die Hoffnungen und die Menschenerwartungen, auf wirkliches oder eingeübtes Verdienst gegründet, werden nur dann erfüllt, wenn es dem Willen dessen gemäß ist, der diese Gefühle in unsern Herzen schuf und dessen Wille so oft nicht unser Wille ist. —

Nicht einzelne Menschen nur, sondern ganze Völker und Nationen haben es erfahren, und erfahren es noch täglich, daß die Wege des Weltregenten nicht ihre Wege sind. So wurden einst die stolzen Juden, die, ohne innere Besserung, auf die Verheißungen ihrer Väter bauten, von der Schwindelhöhe ihrer eingebildeten Gerechtigkeit herabgestürzt in den Staub; so in jüngster Zeit ist ein edles Volk, die Polen, der Gewalt ihrer Ueberwinder unterlegen, obgleich ihr Recht unbestreitbar schien und die Gebete von Millionen für sie zum Himmel stiegen! Ihre Hoffnung wurde, trotz aller Anstrengung, nicht erfüllt, ihr Blut ist vergebens gestossen, gewiß darum, weil sie zu große und unzeitige Erwartungen hegten und nicht berechneten, daß, trotz aller Begeisterung für ihr Recht und trotz allen Opfern, die sie brachten, dennoch die Mittel und der Glaube nicht hinreichten, solch Großes, als sie erstreben wollten, schon jetzt zu erringen. Aber blicken wir auf vom Staube, der Einzelne, wie die Völker, und hoffen, daß Allen gewiß die Stunde der Befreiung schlägt! Denn

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie sehr auch der menschliche wankt!
Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt
Lebendig der höchste Gedanke!
Und was in der Zeit auch verloren gieng,
Es reihet sich ein in der Ewigkeit Ring. —

Wohl, mein Leser, die Ewigkeit ist, nach sinnemwelse gesprochen, ein Ring, d. h. die Zeit ohne Anfang und Ende, und jedes Jahr und jeder Tag unsers Daseyns ist gleichsam ein Glied jener endlosen Kette; sorgen wir also auf Erden dafür, daß unsere Tage uns jenseits nicht als unbenutzt und schlecht verlebt vor dem Richter verklagen, denn sie kommen niemals wieder und keine Neue ruft sie zurück.

Solche ernste Betrachtungen drängen sich in so ernster Zeit selbst einem Kalendermacher auf, denn er sieht in die Zukunft und Vergangenheit und stellt Vergleichen an! Gleichwohl dürfen wir, trotz Unruhen, Empörungen, Mangeljahr, Cholera und Kriegesbräuen, Gott bisher erhalten und verschont, trotz mancher Noth, trotz mancher Thräne, die vergossen wurde. Darum soll diese Erfahrung andererseits uns Bürge seyn, daß, ungeachtet aller Furcht und drohender Gefahr, wir unter dem Schutze des Höchsten wandeln und unter dem Schutze des Allmächtigen trauen! Er wird's vollführen, wie er es stets vollführet hat!

Etwas von seufzenden Bäumen.

Der Schulmeister eines, nahe bei Königsberg gelegenen, Dorfes wollte im Jahre 1762 an einem Freitage zur Wochenpredigt läuten. Auf dem Wege bekam er eine Abhaltung auf kurze Zeit, weshalb er in seine Wohnung zurückkehrte, die Kirchenschlüssel aber einem ihn begleitenden Schulknaben gab mit dem Auftrage, einstweilen zu läuten, bis er zurückkäme. Zu seiner Verwunderung erfüllte der Knabe den erhaltenen Auftrag nicht, und zu einem noch größern Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr die Kirche zwar aufgeschlossen, den Knaben aber nirgends. Vergeblich suchte er ihn in allen Winkeln der Kirche, wie des Thurmes und nachher zu Hause; vergeblich rief er überall im Dorfe und in der umliegenden Gegend seinen Namen aus, aber nirgends erfolgte Antwort. Die Nacht brach ein, und der Knabe kehrte nicht wieder. Des andern Morgens begann man von Neuem zu suchen und zu rufen, aber mit keinem bessern Erfolg.

Da man durchaus keine Ursache auffinden konnte, warum der Knabe vielleicht davon gelaufen seyn sollte, zweifelte man nicht mehr, daß er verunglückt wäre, ohne zu begreifen, wie oder wo. Einige meinten, er sey in ein benachbartes Wasser gefallen, welches auch das Wahrscheinlichste gewesen wäre, weil man ihn nirgends fand. Den andern Tag nach seinem Verschwinden hörte der Schulmeister, daß einige Leute, welche die Nacht zuvor über den Kirchhof gegangen wären, ein leises Wimmern und Wehzen vernommen hätten. Ihre Spinnstubenphilosophie schloß sogleich, daß es von dem Geiste des Knaben herrühre, welcher da durch anzeigen wolle, daß man seinen Körper, wenn man ihn wieder gefunden hätte, auf dem heimathlichen Kirchhofs beerdigen möchte. Der vernünftige Schulmeister vermuthete hingegen, es sey der noch lebende Knabe selbst. Unberühlig eilte er auf den Kirchhof, wo sein lauschendes Ohr wirklich, ungefähr zehn Schritte von dem Thurme, ein leises Wehzen hörte. Von neuem begann er seine Nachforschung und suchte nun sogar unter dem Dache des Thurmes, bis er sich hinlänglich überzeugt hatte, daß der Schall nicht von dorthier käme. Er stieg wieder herab, und auf der vorlgen Stelle vernahm er wieder das leise Seufzen. Lange blieb es ihm unbegreiflich, woher es kommen möge, denn gemauerte Gräfte, worin der Knabe vielleicht hätte versinken können,

befanden sich auf diesem Kirchhofs nicht; der heisse Wunsch, dem Leidenden zu Hülfe zu kommen, ließ den menschenfreundlichen Mann nur um so mehr bedauern, daß alle seine Nachforschungen von keinem bessern Erfolge waren; deshalb ermüdete er aber nicht darin, so oft auch die Wahngläubigen ihm wiederholten: er werde nie etwas sehen, denn offenbar ließe sich nur der Geist des Knaben hören.

Nachdenkend sann der Schulmeister über irgend eine Möglichkeit, woher der Schall käme. Vielen gelingt das Nachdenken besser, wenn sie den Kopf auf die Hand stützen. Auch er nahm diese Stellung an, und legte den stützen Arm auf den Stamm der Linde bei dem Kirchthurme. Jetzt drang das Wimmern etwas deutlicher in sein Ohr, und wie ein Blitzstrahl fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß der arme Knabe in der Linde stecken müsse, ob er schon nicht einsah, wie er hineingekommen seyn könnte. Ohne sich zuerst mit der Untersuchung aufzuhalten, ob sie vielleicht in dem obern Theile des Stammes, welcher beinahe so hoch wie der Glockstuhl war, hohl seyn möge, lief er eilig nach Hause, kehrte mit etner Art zurück, und begann, in das Untere des Stammes eine Oeffnung zu machen; da außer der Rinde der alte Baum größtentheils faul war, hatte der Schulmeister bald ein Loch gemacht, durch welches er, zu seiner unaussprechlichen Freude, ein Bein erblickte.

Die Eltern des verunglückten Knaben hatten bisher, mit einigen neugierigen Gassern, in der Nähe gestanden, heimlich spottend über den Schulmeister, daß er sich so vergebliche Nähe gebe; denn alle glaubten zuversichtlich, der Geist des Knaben spüre, und dieser Glaube bekehrte sie so gewaltig, daß sie noch jetzt an der Anwesenheit des Knaben im Baume zweifelten, bis das Loch groß genug war, die Weinkleider und Schnallen des Kindes zu sehen, woran ihn die Eltern erkannten. Jetzt beschleunigte man die Arbeit, und glücklich wurde der Verunglückte herausgezogen. Einige Hautverletzungen abgerechnet, hatte er keinen Schaden genommen, doch war er freilich fast ohnmächtig, als man ihn nach Hause zu den erfreuten Eltern brachte. Man eilte, ihn zu verbinden und zu erquiden, und nach wenigen Stunden war er bereits so weit hergestellt, daß er die Neugierde des ganzen um ihn versammelten Dorfes befriedigen konnte.

„Als ich auf den Thurm ging, um zu läuten,“ erzählte der Knabe, „hätte ich beinahe

einen recht schönen Marder gefangen. Aber er biß mich in den Finger; da hielt ich ihn nicht fest, und er sprang mir wieder weg, aus der Thurmklappe hinaus und auf den dicken Zweig hin, der von der großen Linde bis dicht an die Luke hinanreicht. Ich sprang ihm in der Hitze nach auf den dicken Zweig und hätte ihn bald wieder gehabt, da verfab ich's, glitschte mit beiden Füßen ab und fiel in den hohlen Rindenstamm hinein. Ich wollte mich hinausarbeiten, aber das faule Holz wollte nicht halten und ich sank immer tiefer, bis ich mich zuletzt nimmer rühren konnte. Alles that mir weh, und ich konnte vor Angst und Schrecken nimmer laut schreien."

Wie schwer es seyn müsse, sich aus einem hohlen Baume, in welchem man so tief versunken, wieder in die Höhe zu arbeiten, beweist das Beispiel eines Deserteurs aus Spandau, welcher den Leuten, die ihm nachsetzten, dadurch entgleng, daß er in einen hohlen Baum schlüpfte. Im Dickicht eines Waldes war er auf einmal ihren Augen verschwunden, und man würde nie erfahren haben, wo er hingekommen sey, hätte man nicht späterhin in einem gefällten hohlen Baume ein Knochengewippe gefunden, und dabei einige Commisknöpfe, aus welchen sich ergab, daß es der Ueberrest jenes Deserteurs war. Seine Knochen waren auf das vollkommenste von den im Baume hausenden Ameisen skeletirt, welche ihre Arbeit vielleicht schon angefangen haben, da der Unglückliche noch lebte. Wahrscheinlich wimmerte er auch um Hülfe und Niemand hörte ihn, oder die ihn hörten, flohen den seufzenden Baum als ein Gespenst. Man hat manche Geschichte der Art! Wie schrecklich, wenn man bedenkt, daß vielleicht in die meisten Unglückliche versunken waren, welche elendiglich umkommen mußten, weil der Aberglaube vor Gespenstern floh, wo er leidenden Mitbrüdern zu Hülfe hätte kommen sollen.

Gleicher Titel, gleicher Rang.

Was in dem nördlicheren Teutschland der Schulze heißt, das nennt man bis vor Kurzem in einigen Theilen des obern Teutschlands Vogt. Weil es aber verschiedene Vbgte gab, deren Amt sowohl, als Macht und Würde eben so verschieden war, so fand man höhern Orts für besser, jeden Ortsvorgesezten, so in Dörfern wie in Städten Bürgermeister zu nennen, denn

sie sollen Meister seyn über alle Andern, so fern die Wahl auf den Rechten gefallen ist, und mit Wort und That Steuern aller Unordnung. — Der Landvogt Gepler, unseligen Andenkens in der Schweiz, der den liebenden Vater Tell zwang, den Apffel vom Kindeshaupt zu schießen, hat den Lohn seiner Thaten empfangen, wie es dem Tyrannen gebührt. Jetzt giebt es bei uns nur noch Obervögte, d. h. Oberbeamte; die Frohndvögte sind schon von den Frohnden abgegangen, Gottlob!

Vor mehreren Jahren aber gab der Vogtname noch Anlaß zum Gelächter im Oberlande auf folgende Weise. — Ein bedürftiger Bürger von Brasseheim glaub' ich, dem, um dem Armenwesen zu dienen und der Bettelei zu steuern, das Amt eines Armendieners oder sogenannten Bettelvogts übertragen war, übernahm in der Zwijwenzzeit auch Tagelöhnergeschäfte, um die geringe Einkünfte seines Vogtamtes nach Kräften zu vermehrern, weil er eine zahlreiche Familie hatte. — So spaltete er einstmals Holz in Hofe des Herrn Landvogts, was damals so viel als Kreisdirektor bedeutete. — Als er am Abend nach wohl vollbrachtem Tageswerke nach Hause gehen wollte, begegnete ihm der von einem Spaziergang heimkehrende Landvogt, dessen Hund den Armen anbellte. Als der Herr seinen Hund zur Ordnung gerufen, trat er dem Maane näher und sprach freundlich fragend: „Nun, was bist du auch schuldig? Ihr habt gestern schon bei uns gearbeitet.“ Höflich nahm der Agerede die Hut ab und sagte lächelnd, indem er dem Beamten sanft auf die Achsel klopfte: „Herr Landvogt! ich habe von gestern her noch einen Bazzen heraus zu geben; heute hätte ich vielleicht noch einen dazu verdient — aber — wir Vögte nehmen es nicht so genau! So sprach der Bettelvogt zum Landvogt. —

Ein schauerliches Ereigniß, welches dem Aberglauben gespensterartig weichen könnte.

Der Commissär der Reichsbank zu Stockholm, Herr Netherwood wurde 1798 eingeladen, das Osterfest bei einem Freunde zuzubringen, welcher anderthalb Meilen von der Hauptstadt wohnte. — Geschäfte hielten ihn ab, die Reise des Sonnabends eher als um 8 Uhr anzutreten, wo mancher Andere sie vielleicht

gar nicht mehr gemacht hätte, denn der Weg führte bei dem Hochgerichte vorbei, und wie viele Menschen nähern sich solchem nicht zur Nachtzeit höchste ungern! Herr Netherwood war jedoch so furchtlos, hatte denselben Weg auch schon oft gemacht, daß er sich jetzt ohne alle Begleitung dem Galgen unbedenklich näherte. Selbst ein Kettengeklirr, welches er von demselben her hörte, machte ihm nicht bange, wohl aber auf sein junges, muthiges Ross einen so heftigen Eindruck, daß es scheu wurde und durchzugehen versuchte. Jetzt ergriff auch den Reisenden Entsetzen, denn aus dem Gestrüpp bei dem Galgen sprang, mit lautschallendem Hohngelächter, eine scheußliche Menschengestalt hervor. Im Mondenlichte bemerkte Netherwood nur soviel, daß sie völlig nackt war, an Händen und Füßen Ketten hatte, womit sie fürchterlich rasselte, daß die Haare ihr wild in das Gesicht hiengen und ein langer Bart über die Brust herabfiel. — Das Pferd wurde von dieser Erscheinung so scheu, daß es durchaus nicht mehr zu halten war, und mit dem leichten Wagen pfeilschnell davon rannte, wobei die Gefahr noch dadurch vergrößert wurde, weil der Weg einen ziemlich jähen Berg hinabgieng. — Netherwood litt unter doppelter Angst; mußte jeden Augenblick besorgen, daß sein leichter Wagen umfiele, oder zerbräche, und dabei bemerkte er noch, daß das Galgengespenst hintenauf saße, weil er das Kettengerassel immerfort und sehr nahe hinter sich hörte. Sich unzublicken erlaubte ihm die nöthige Achtsamkeit auf das Pferd nicht; zudem hielt ihn auch ein Schauer davon ab, welcher wohl alle Menschen an seiner Stelle durchbebt haben möchte. Eine grausenvolle Viertelstunde war auf diese Art verfloßen, als endlich das Pferd an die Mauer eines am Wege stehenden Wirthshauses anrannte und hierdurch in seinem unbändigen Laufe aufgehalten wurde. Diesen Augenblick benutzte Netherwood aus dem Wagen zu springen, und in dem wohlbekannten Wirthshause, nach Hilfe zu rufen. Mehrere Menschen eilten mit Lichtern herbei, prallten aber erschrocken zurück, da sie die Schreckensgestalt auf dem Esferbreite des Wagens erblickten. Das lautschallende Hohngelächter, womit der Kettenträger sie empfieng, beleidigte das Ohr und Kraftgefühl einiger der Beherzten so, daß sie auf das bhhnende Scheusal losgiengen. — Ihr Beispiel gab auch den Uebrigen Muth; vorsichtig ergriffen sie den Kettenträger, bemächtigten sich seiner, und einer von ihnen, welcher sich unlängst im Zerenhause zu Stockholm umgesehen hatte, erkannte in

ihm einen Rasenden, welcher ihm als einer der Wüthendsten und Hbsartigsten bezeichnet worden war. Wie sich nachher ergab, hatte er, theils durch Zufall theils mit Gewalt, Gelegenheit gefunden zu entkommen. Das Scheuwerden seines Pferdes war unstreitig ein großes Glück für Netherw. od. denn, weil bei dem unaufhaltsamen Rollen des Wagens der Rasende Nähe hatte, sich auf seinem nicht breiten Sitze zu erhalten, war er außer Stande, gegen Netherwood etwas zu unternehmen, was ausserdem bei seiner Wuth gegen Alle, die ihm nahe kamen, allerdings zu besorgen gemessen wäre. Gesezt, er hätte den Erschrockenen von hinten zu erdroffelt, einige Leute in der Ferne hätten es gesehen, und der Thäter wäre dann entkommen, würde dieses nicht das Gerücht veranlaßt haben: Netherwood sey auf offener Straße von dem Teufel erwürgt worden! —

Heut zu Tag würde sich doch schwerlich der letzte Verdacht des Verfassers bestätigen, denn die Finsterniß verschwindet und der Sieg des Lichts beginnt in ernsten, furchtbaren Kämpfen. Recht und Wahrheit wird siegen, wenn wir auch leiden müssen! Es ist der Mühe werth! Keine Tugend ohne Kampf und kein Lohn ohne Streit!

Diese Welt ist nicht die Beste,
Soll auch nicht die Beste seyn!
Denn auf Erden sind wir Gäste,
Drüben strahlt der Morgenchein —
Der aus dunkler Erdengruft
Uns zu schönern Welten ruft!

Römischer Irrthum.

In der Gegend von Segringen, in einem Dorfe, war dem betreffenden Arzte aufgetragen, die wegen der Cholera von der Regierung zum Heilen des Volkes zu treffenden Maßregeln anzuordnen und die bereits getroffenen zu untersuchen, wie es ihm von Amtswegen oblag. Als er sich solchermaßen einstmals in ein Dorf begeben hatte, um mit dem Bürgermeister oder Vogt, wie sie ihn sonst hießen, die gebhörige Rücksprache zu nehmen, in wie fern für ein einsam stehendes Haus gesorgt sey, welches geeignet wäre, im Fall der Noth die Cholerafranken aufzunehmen, rief der Vogt barsch und im Kommandoton dem Wächter. — Dieser mit dem Spieß in der Hand erschien auf den Ruf seines Herrn und fragte nach seinen Befehlen. „Führt den Herrn auf der

Stelle ins Häuslein," sprach der Vogt, auf den Doktor deutend. Der Vogt meinte nämlich, er sollte ihm das Cholerahäuslein zeigen, ob alles in der Ordnung wäre. Der Wächter aber verstand darunter das Bürgerhäuslein, in welches man die widerspenstigen Gesellen einsperrt, die dem Gesetze nicht gehorchen wollen. Mit dem Spieß in der Hand nachwandelnd zeigte der Wächter dem vorangehenden Doktor den Weg nach dem Bürgergehorsam und mit wichtiger Miene, indem er sich etwas so gut that darauf, daß er auch einmal einen so vornehmen Gast als Arrestanten zu begleiten die Ehre habe. Als sie an besagtem Häuslein angekommen waren, schob der Wächter Schloß und Niegel auf und befahl, die Thüre öffnend, dem vermeinten Verbrecher, hinein zu spazieren. — Wunderbar ergriffen von dem Tone des bespfehten Mannes, wollte der Doktor seine Gegenstellungen machen; aber der treue Diener seines Herrn nahm ihn, mit seiner Waffe drohend, bei der Schulter und wollte ihn, trotz aller Hindernisse, in das Loch hinein schieben, indem er sich auf die Ordre des Bürgermeisters berief. Da geriet der Sohn des Aesculap in den Grimm seines gerechten Zorns und parirte mit seinem Schlangensab die Wite des Dieners der Gewalt. Es wäre vielleicht zu blutigen Händen gekommen, weil der mißhandelte Arzt sich durchaus nicht zum Loche bequemen wollte, wenn nicht die zufällige Erscheinung des Bürgermeisters den allzubuchstäblichen Knecht von seinem Irthum belehrt und den unschuldigen Menschenflicker von seinem Arreste befreit hätte.

So kann es gehen, wenn man die Worte und die Sachen falsch versteht. — Uebrigens darf das Wort Menschenflicker die Herren Aerzte nicht beleidigen, es ist nicht böse gemeint und hat überdies den gebührenden Respekt vor ihnen und besonders vor dem wackern Manne, dem dieser Späß passirt ist. Der Name Menschenflicker aber ist nicht unpassend, denn die Aerzte flicken und stüekeln ja an unserm zerbrochenen und schadhafteu Korpus, bis nichts mehr daran zu flicken ist und kein Pflaster mehr halten will.

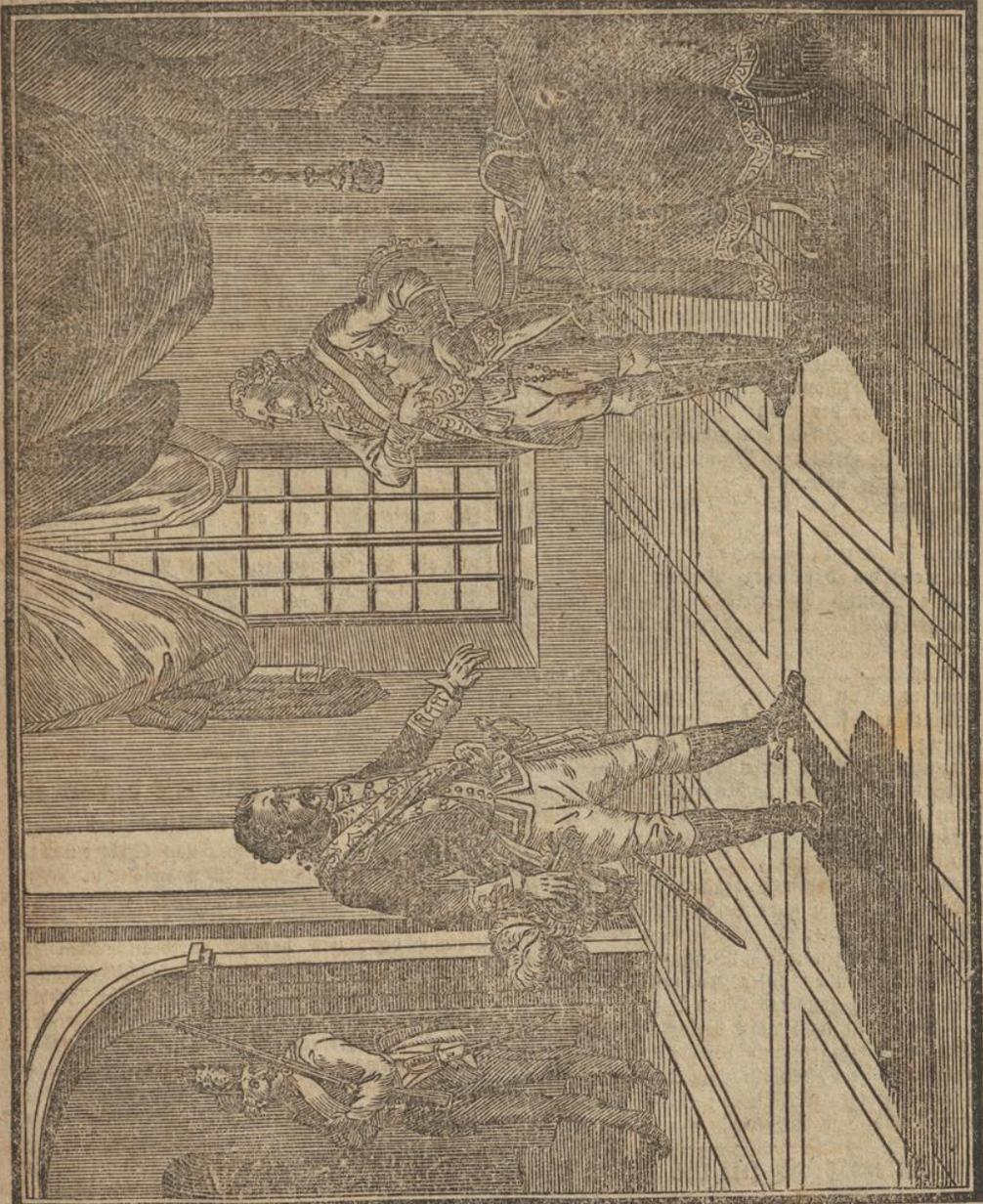
Beten und Schaffen; oder: der Soldat und sein Kaiser.

(Mit einer Abbildung.)

Der östereichische Feldmarschall Spork, der Sohn eines armen westphälischen Bauren ist

ein merkwürdiges Beispiel, wie sehr theils die Vorsehung, theils die Anwendung unsrer inwohnenden Kraft und die zufälligen Umstände und Verhältnisse unsrer Schicksale auf Erden bestimmen. Als ein armer Baurenknecht hatte er sich in seinem zwanzigsten Jahre in die Tochter eines Rothfassen verliebt; aber der Vater seiner Geliebten, selbst ein Leibeigner, verschmähte den Sohn des Schweinhirten als Eidam. Von beleidigtem Stolz und verschmähter Liebe getrieben, suchte dieser körperlich schöne und kräftige Mann sich an dem Schicksal zu rächen und trat im dreißigjährigen Kriege in bairische Kriegsdienst. Durch seinen Heldemuth und durch seine Thatkraft brachte er es bald, selbst ohne Lesen und Schreiben zu können, zum Rang eines Obersten, denn er wußte besser mit dem Schwerte als mit der Feder zu schreiben. Als nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges seinem Heldenlaufe im Kriegsdienste seines Fürsten, Herzogs Maximilian von Baiern ein Ziel gesteckt worden, behagte ihm die Ruhe nicht; er folgte Oesterreichs Fahnen und spielte in dem Kriege gegen die Türken bald eine bedeutende Rolle als Feldmarschall. Aber der vorsichtige Kriegs Rath zu Wien hemmte seine kühnern Pläne und Schritte, weil er ohne Ordre von Wien nichts ausführen durfte, wodurch oft die beste Gelegenheit zum Siege versäumt wurde. So stand er einst mit zwanzigtausend Mann seiner besten Truppen bei St. Gotthard an der türkischen Gränze dem Feinde, sechzigtausend Mann stark, gegenüber. Kraft seines Feldherrntalents des Sieges gewiß, griff er ihn, ohne Befehl vom Kriegs Rath einzuholen, kühnlich an und schlug ihn dergestalt, daß er das ganze Lager erbeutete und auf zehn Meilen in der Runde kein lebendiger Türke mehr zu finden war. Weil er aber wohl wußte, welch große Verantwortung er durch dieses eigenmächtige Verfahren beim Wiener Hofe auf sich geladen, sprengte er selbst vom Schlachtfelde mit schäumendem Rosse als Kurier nach Wien, um jeder Anklage zuvor zu kommen und kam, mit Staub bedeckt, in der Kaiserburg an. Leopold, sein Monarch, ließ ihn auf sein Anmelden unverzüglich vor sich kommen, und der fromme Kaiser, den Rosenkranz in der Hand, im Gemache umher wandelnd, sah den Kriegsmann bei seinem Eintritte halb tadelnd, halb beifällig an, indem er ihm zurief: „Spork! Spork! ohne diesen wäret ihr bei St. Gotthard verloren gewesen!“ und deutete auf den Rosenkranz. „Mit nichts, Kaiser

sehr stellt die
ng unser in
gen Umstände
ie auf Erden
einige hat
in die Lage
er der Zeit
ünger, von
hien als G
nd weislich
epetlich ist
gen Dinge in
einen Sitten
brachte es
en zu thun
er wußte be
der Jüder u
des Krieges
an von Wä
ihm die Ma
en und sich
bald eine Is
l. Wer der
hemmt sein
weil er oph
en durfte, wo
ur Dinge von
it konnte
ppen bei G
ge dem Feind
über. Bei
s groß, oft
rath ergriff
erregt, bei
und auf ge
endiger Zeit
der wohl mö
er durch die
Wäner Sp
vom Schlaf
s Feuer und
e zu kommen
der Reiter
ihn auf sich
kommen, an
Anfang in de
relat, sah de
helt schick
rief: „Recht
bei St. W
entete auf de
en, Kaff



Rheinland. Hausfreund. 1833.

reppolo, sprach der Held, und sprach an seinen Degen, daß es klirrete. „Der hat's gethan! Ihr habt gebetet und ich habe geschlagen und Gott hat Sieg gegeben!“ So kam er ohne Verantwortung davon.

Ziem: Beten hilft, aber man muß seine Kraft anwenden, wenn man des Erfolges gewiß seyn will.

Todesverachtung eines Kindes.

Scene aus dem Polenkampfe.

„Wo ist mein Vater?“ fragte der zwölfjährige verwundete Paulow seinen Nachbar und Waffengenossen während der Schlacht von Ostrolenka. „Dort liegt er erschossen,“ erwiderte dieser, indem er auf eine Leiche hinter der Fronte zeigte. — Zum Himmel blickend und den Himmel eines schönern Lebens in der Brust tragend, trat der junge Held zur theuren Hülle, ergriff die Hand des erblichenen Vaters und drückte sie zärtlich an Mund und Herz! „Doch, ich beklage dich nicht, rief er begeistert aus; du wohnst, wo keine russische Knie mehr waltet! Ich folge dir nach in das Land der ewigen Freiheit! Friede deiner Asche in einem bald freien Polenland!“ Der letzte Wunsch des Heldenkinds hat sich noch nicht erfüllt. Doch ist Polen noch nicht verloren, denn das Rad des Schicksals rollet un-aufhaltsam; und was unten ist, wird auch wieder oben werden, wie es die Natur des Rades mit sich bringt. Aber seine Vorhersagung, daß er dem Vater folgen werde, beflätigte sich noch in derselben Stunde. — Die Kanonen der Russen machten gräßliche Lücken in den Reihen der Polen, und als der Fahnen-träger fiel, ergriff Paulow das Panier des weißen Adlers und die Seinen zum Sieg rufend gieng er den Todesweg voran, bis eine Kartätsche sein junges Heldenherz zerschmetterte. Nach gewonnener Schlacht senkten sie die Fahne über den jugendlichen Leichnam und begruben ihn mit Thränen unter den militärischen Salven in ein besonderes Grab! —

Polen ist noch nicht verloren! Wo solche Herzen geschlagen und für Wahrheit und Gerechtigkeit gebrochen sind — da hat die Freiheit ihr ewiges Vaterland; es kommt nicht auf eine Hand voll Erde an.

Guter Trost für die Zukunft.

Kurz nach Einweihung und dem ersten Ge-

laute einer Glocke auferte eine alte, plauderhafte Dame einem Herrn ihr Mißfallen über den Klang dieser Glocke und meinte, er sey zu hell und summe nicht tief genug. „D!“ antwortete ihr dieser: „die Glocke ist noch jung und kaum getauft; ist sie erst einmal so alt, wie Sie, meine Gnädige, dann wird sie schon brummen.“

Wagen gewinnt, auch beim Kalendermachen.

In Kassel erschien ein Kalender von einem notorisch ganz unwissenden Menschen. Der Landgraf Wilhelm VI., der Weise (st. 1592), dem dieß sehr auffiel, ließ diesen Kalenderschreiber zu sich bescheiden und fragte ihn, wie er dazu käme, einen Kalender herauszugeben, da es ihm doch dazu an allen Kenntnissen gebrähe. Wie macht Ihr es denn?

Der Befragte schwieg, bis der Landgraf ernstlich befahl, ihm seine Frage zu beantworten. „Ew. fürstliche Gnaden haben Recht,“ stammelte er endlich: „ich verstehe nichts davon. Ich warte daher erst ab, bis andere Kalender erschienen sind. Hiernach mache ich meinen und da die Vorhersagungen vom Wetter fast nie eintreffen, so setze ich in meinen Kalender immer das Gegentheil. Da ist denn in der Regel meine Prophezeiung eingetroffen und ich mache seit einigen Jahren einen guten Absatz, wenigstens habe ich bei einem großen Theile des Publikums bessern Credit, als die privilegierten Wettermacher.“ —

Eine Regel, wie man mit den Großen der Erde reden soll.

Der General-Controleur von Silhouette sollte in dieser Eigenschaft Ludwig dem XVI. von Frankreich vorgestellt werden. Er bereitete sich auf alle mögliche Fragen über sein Ministerium vor, und hoffte, sie beantworten zu können. „Here General-Commissär,“ sagte der König bei dem Eintritt desselben, „Ihr Schloß Silhouette ist prächtig gebaut; wie viele Fenster hat es im Vordertheile?“ — „Ich weiß es nicht,“ antwortete der Minister, der sich durch diese unerwartete Frage überrascht und verblüfft fühlte. Der König wandte ihm darauf den Rücken. Ein Anwesender sagte hinterher zu Herrn v. Silhouette: „Sie thaten Unrecht mit Ihrem „ich weiß es nicht;“ bei den Großen muß man alles wissen, selbst das, was man

nicht weiß; es ist besser, auf gut Glück zu antworten, als gar nicht. Jüngst fragte mich der König, auf die Nachricht, ich sey in Venedig gewesen: „Aus wie vielen Personen besteht dort der Rath der Zehner?“ „Aus Ahtzehn,“ antwortete ich ohne Anstoß und Berlegenheit, und Se. Majestät war damit wohl zufrieden, obgleich zehn nie achtzehn sind.“ — Der gute Silhouette merkte sich diß und blieb keine Antwort mehr schuldig. —

Ein köstliches Ehe-ABC — von einem Frauenzimmer verfaßt.

Man scherzte in einer Gesellschaft mit einer jungen, geistreichen Dame, daß sie noch keinen Liebhaber habe. „D.“ ver setzte sie: „Das ist so leicht nicht. Ich verlange viel von meinem Liebhaber.“ —

Nun, es soll ein Wunder von Schönheit, Tugend und Verstand seyn? meinte einer der Anwesenden.

„Das gerade nicht, aber er muß doch das ABC inne haben.“

Nun, das ist ja so schwer nicht.

„Verstehen sie mich recht; mein ABC ist kein gewöhnliches. Ich will es Ihnen auf schreiben.“ Sie nahm daher ein Blatt Papier und schrieb Nachstehendes aus dem Stegreif wieder.

Der Jüngling, dem ich mich zu eigen weihe,

Muß ganz mein ABC verstehn!

Hier könnst ihr's nach der Lettern Reihe

Von A bis Z ganz deutlich sehen. —

Es sey die Artigkeit ihm eigen,

Doch stets gepaaret mit Beständigkeit;

Nie darf er sich verächtlich comisch zeigen,
Und nie durch Wiß, der Heiliges entweiht. —

Es wohne Dankbarkeit in seinem Herzen
Und Ehrgefühl; der Stolz des Gedens nicht;

Freigebig sey er, gült's zu lindern fremde Schmerzen,

Doch ohne daß er prahlend davon spricht. —
Geduldig sey er bei des Schicksals Schlägen,

Er hege Haß nur in der reinen Brust,
Wenn sich das Laster zeigt auf seinen Wegen,
Sich edlerer Gefühle stets bewußt. —

Er sey ein Held im Kampf der Leidenschaften.

Jung, — kühn, wo es die Pflicht von ihm gebet;

Kein Wackel darf auf seinem Bräutigam stehen,

Er huldige gern der weisen Lustigkeit. —

Er sey ein Mann im strengen Wortbestande,

Nicht kleinlich neidisch, doch des Neides werth;

Kein weibisch Ach; und O, mach' je ihm Schande,

Wenn auch der Schmerz an seinem Herzen zehrt.

Er hasse Pracht, die nur die Thoren blendet,
Er sey kein Quälgeist der Geliebten seiner Wohl,

Der zornige Blick auf sie voll Mißtrauen sendet

Durch Eifersucht sich selbst und Andre's Dual;

Sein Reichthum sey ein Schatz von Wisenschäften,

Er sey nicht schön am Körper doch an Geist,

Denn diesen Schatz nenn ich den dauerhaften,

Nie welkt die Schönheit, die der Seel' entfliehet.

Die Treue sey tief in sein Herz geschrieben,

Der reinen Tugend Unbefangeneit,
Bernunft sein Wahlspruch immer, auch im Lieben,

Und sein Betragen Wohlgezogenheit.
Kalt sey er nicht nur immer bei Fantippen,

Bei Whrynen auch; und Bacchus süßem Wein

Mag er nur stets, ein weiser Trinker, nippen

Und nie ein trunkner Zecher seyn. —

Sein Wiß sey sanft, unähnlich ganz dem Vogel

Der Freund und Feind mit gleichen Stacheln dräut,

Und immer gleich sein Herz — trotz Amors Fildgel, —

Von ungeheilter Zärtlichkeit. —

Nachschrift: Das heißt viel gefordert, auf einmal! Wenn sie, die solche Ansprüche macht, auch nur die Hälfte von dem Geforderten selbst liefert, nämlich im Ehestande, so darf sich jeder Bräutigam gräulken! Er darf lange suchen, bis er dieses Quantum findet, und eben so die Braut beim Bräutigam. —

Scherzhafte Klage und Trost.

Ein braver Mann, welcher aber nur ein Auge hatte, bekam trotz dieses Mangels ein recht braves und lebenswürdiges Weib zur Ehegenossin. Nach einiger Zeit verlor sie durch Zufall auch ein Auge und empfand diesen Verlust schmerzlich; doch die eheliche Zärtlichkeit gab ihr noch die Scherzrede ein: Nun, lieber Mann, es sey, es sey! sind wir doch nun auch in diesem Stücke einander gleich, und gleich und gleich gefelt sich ja gerne! — „Wohl, liebes Weib,“ entgegnete der Gatte, „jedes Unglück muß man christlich tragen; aber es ist mir nur leid, daß wir niemals etwas unter vier Augen abmachen können.“

Die gute Frau nahm den Scherz, wie er gemeint war und antwortete zärtlich: Was man sonst unter zwei Augen ausmacht, das macht man in sich selbst aus und wird von Niemand verrathen. Wir beide haben nur zwei Augen; — Du und ich sind ja Eins! —

Wenn sich alle Ehegatten immer so zu expliciren wußten, so würde wenig Unfrieden und Hader im häuslichen Leben Statt finden.

Eine alte Geschichte die sich täglich wiederholt.

Ein badener Knabe gerieth durch seine Unvorsichtigkeit in Gefahr zu ertrinken. Als er in seiner Todesnoth einen Mann vorübergehen sah, rief er ihn um Hilfe an. Dieser aber begann eine Straßpredigt über den Leichtsin des Kindes, ohne noch zu wissen, wie es in solcher Gefahr gekommen sey, ob durch eigene Schuld oder nicht! Der Knabe sprach kurz: „Hilf erst, dann tadel und schimpfe!“

So geht es meistens; — wenn man Hilfe in verschuldeter oder unverschuldeter Noth bei Menschen, selbst bei sogenannten Freunden sucht, sind sie mit Rath und Tadel stets bereit, aber sich selbst, auch nur ein Weniges zu entziehen und durch die That zu helfen, statt mit Worten, dazu wird selten Einer bei der Hand seyn, — selbst, wenn man früher ihnen selbst geholfen und gedient hat. — Cor sus der große Menschenheiler fragte die Kranken nicht zuerst, wodurch sie das Uebel sich zugezogen hätten, sondern er half zuerst und sprach alsdann: Gehe hin und ständige fortan nicht mehr! —

Aber die meisten Freunde bieten uns in der Noth, was wir für den Augenblick nicht brauchen, z. B. guten Rath, welcher zu geben nach dem Ausspruch eines alten Weltweisen das Leichteste in der Welt ist, so wie sich selbst kennen lernen das Schwereste. — Ach, die Theilnahme dauert in der Regel nur so lange, als es etwas zu theilen giebt, das ist: so lange sie uns brauchen können. Das heißt man politische Freundschaft, die mit Worten und Phrasen heuchelt; — denn die Liebe fehlt. Doch giebt es noch Ausnahmen. —

Romische Täuschung.

In einer Stadt des Großherzogthums Baden, zwischen Heidelberg und Dffenburg, kam vor einiger Zeit ein Wachsfiguren-Kabinet an. Das Wachs ist ein Stoff welcher sehr geschickt und tauglich ist allerlei Dinge, besonders menschliche Figuren und Gesichter, der Natur nachzuformen, Alles, wie es lebt und lebt, und auch die Farbenmischung fehlt nicht. Solche Wachs-künstler bilden denn allerhand berühmte und berühmte Personen nach, gemäß den Zeichnungen oder nach dem eigenen Abbild, und treffen sie oft zum Sprechen, besonders wenn die rechte Stellung und Kleidung auch nicht fehlt. In einem solchen Wachsfiguren-Kabinet sieht man oft den großen Preußen Friedrich dem Kaiser Joseph eine Krone abtadeln, als ob es Ernst und sie lebendig wären; der Haarkopf sogar sieht ihm beim Bücken perfekt hinten hervor, wie er ihn getragen hat. Dort steht der Kaiser Napoleon im grauen Rocke, als wenn er mit gespanntem Auge die Schlacht von Marengo regierte; neben ihm sitzt vielleicht zufällig und kurioserweise, in Eisen und Stangen geschmiedet, mit bleichem, hagerem Gesicht Louoel, der Mörder des Herzogs von Berry. —

Wenn man allein einige Zeit verweilet unter diesen großen und kleinen Todten von Wachs, die auf dem Theater der Weltgeschichte eine so bedeutende Rolle gespielt haben und deren Andenken wir entweder mit Liebe oder mit Abscheu gemischt im Herzen tragen, — so befüllt es dem einsamen Zuschauer manchmal wie ein Grauen vor so wichtiger Compagnie von Todten und es wird ihm, als befände er sich im Reiche der Geisterwelt. — Doch, wenn er sich wieder besinnt und die Phantase ihre Grenze gefunden, so sieht er ein, daß nur

Menschenkunst das Wachs gleichsam zu beleben gewußt hat, und daß er noch unter den Lebendigen wandelt mit Fleisch und Bein. —

In obgedachter Stadt gab ein solches Kabinet-Stuff zu einem ziemlich unschuldigen Späße, den ich erzählen will. Die Wachsbildner nämlich oder Bossiren, wie man sie nennt, stellen manchmal vor ihrer Wohnung gleichsam als Loß- und Aushängschild irgend eine Figur auf, und sie zu sehen kostet nichts, sondern soll die Leute nur anreizen, das Kabinet selbst für Geld zu sehen. —

Es versammeln sich dann vor solchem Hause oft viele Menschen und machen Spässe, auch Unseß. —

Da kommt zum Scherz ein guter Freund zum regierenden Bürgermeister und sagt: Gebieter! Wißet ihr nicht, daß das Volk vor dem Hirschen Duzendweis versammelt ist und eine unflüchtige Scene bildet um eines Trunkenboldes willen, der auf einem Stuhle steht und dem Volke mit Schnaps und Brantwein vortrinkt? Steuert doch der Unordnung ihr seyd Bürgermeister.

Der gute Mann wartete von jeher mit Fleiß seines Amtes und rief gleich dem Dienstthuenden Polizeidiener Kaspar herbei. Kaspar, sagte er im Befehle, geht auf der Stelle zum Hirschen und treibet das unartige Volk auseinander, das sich vor einem Schnapsfässer versammelt und öffentlich Unordnung macht. Wenn der Kerl nicht gleich pariren will, so führt ihn ins Häuslein.

Der Kaspar geht; er war schon ältlich, altlecht, aber hatte doch noch ein gutes Gesicht. Er kam zu dem Auslauf vor den Hirschen, drang durch die Menge hindurch und näherte sich einem Mann, der vor dem Haus auf einer Bank stand, und mit einem wahren Sausaugsgesicht, mit der Linken an seinen Hut greifend, mit der Rechten ein Schnapsglas zum Munde führend, mit den Füßen gleichsam tanzend, die Leute zum Lachen machte. Kraft seines Amtes und Auftrags gieng der Kaspar auf ihn los und als er noch etwa 10 Schritte entfernt war rief er ihm laut und nachdrücklich zu: „Ich frage Ihn, will er herunter gehn und dem Spectakel ein Ende machen oder nicht?“ und schwang ihm sein spanisches Nohr entgegen. Der Schnapsler antwortete kein Wort und nahm von dem eifrigen Kaspar gar keine Notiz. Er gieng also näher, immer sehn Nohr drohend gegen den Ungehorsamen erhoben und fragte noch einmal: „Will er herunter oder

nicht?“ Wieder keine Antwort; man glaubt der Sausaug hätte kein (sprach der Kaspar im Zorn) Oyr. „Wart Kerl, ich will dir zeigen“ und schlug ihn mit seinem Nohr auf den Buckel, aber als es ganz hohl wiederbalste, wie aus einem Brantweinfass, und als die ganze Menge in schallendes Gelächter und Geschrei ausbrach, da merkte der Kaspar, daß es nur eine Wachsfigur war, die man zum Anlocken dahin gestellt hatte. Er gieng demüthig heim und brachte seinem Herrn den Bericht. —

Kangstreit.

In einer Stadt Norddeutschlands mußte, eine Butterhändlerin und eine, die mit Käse handelte, zu Gebieter stehen. In der Kirche, als sie zum Altar traten um für den Taufling zu zeugen, drängte sich die Käsehändlerin, auf den ersten Platz. Die Butterhändlerin, dadurch in ihrer vermeinten Ehre gekränkt, stellte sich sogleich wieder oben an und sprach: Butter kommt vor dem Käse!

Wenn dies nur ein Scherzgeschicklein war so fehlt es leider im Leben nicht an Beispielen, wie die Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Menschen, die oft nur das Aeußerliche berücksichtigen und den innern Werth übersehen, worauf einzig und allein Alles ankommt, über Dinge sich streitet und Verdruß und Feindschaft stiftet, wo es selbst ein Wort zu verlieren sich nicht der Mühe lohnte.

Die Kleinheit spiegelt sich in Kleinheit; das Edle und Große bedarf des Spiegels nicht; es ist selbst Spiegel für andere.

Kurioser Text zu einer Leichenpredigt.

Ein Mann hatte das Unglück, in einen Abtritt zu fallen und auf diese gräßliche Weise sein Leben zu enden. Bei der Leichenrede war der Prediger um einen passenden Text — verlegen für einen so ungewöhnlichen Fall. Endlich fielen ihm die Worte Marthas bei der Auferweckung des Lazarus ein und er sprach andächtig als Grundtext seiner Grabrede: „Ach, Herr, er stinckel schon!“ So kann die Einfalt auch etwas — Ehrwürdiges lächerlich machen.

Geistesgegenwart.

(Mit einer Abbildung.)

Im Jahr 1812 befanden sich eine Anzahl britischer See- und Land-Offiziere in einer Hütte unfern Madras in Ostindien bei Lische, als plötzlich ein großer Lieger hineinstürzte, sogleich einen kaum 16jährigen Seefadetten ergriff und ihn quer über seinen Rücken warf. Erschrocken griffen die Offiziere zu den Waffen und zogen sich einige Schritte von dem ungebetenem Gäste zurück, der seinen Schwanz halb links, halb rechts schlug, gleichsam, als wenn er nicht wüßte, ob er noch mehr Beute machen, oder ob er sich mit der bereits erhaschten von dannen begeben sollte. Sie wußten, daß der Lieger, ehe er ein lebendiges Wesen ergriff, dasselbe gewöhnlich durch einen Schlag auf den Kopf, tödtet, wodurch in der Regel die Hirnschale eingeschlagen wird; aber die Folge lehrte, daß dieß nicht immer der Fall ist. Der kleine Seefadett lag bewegungslos auf dem Rücken seines Feindes, aber dennoch wagten es die Offiziere nicht zu feuern, weil sie ungewiß waren, ob er die tödliche Wunde empfangen hatte oder nicht, und sie im letzten Falle den Knaben zugleich mit dem Lieger tödten könnten. In dieser Ungewißheit sahen sie plötzlich, daß sich die Hand des Knaben langsam bewegte; sie hielten dies für krampfhaftes Todeszuckungen und waren eben im Begriff zu feuern, als der Lieger mit einem Male zu ihrem Erstaunen todt nieder fiel und ihr junger Freund mit einem blutigen Dolche, den er dem Lieger aus dem Herzen zog, im Trümph aufsprang. Er hatte nämlich mit großer Vorsicht nach diesem Dolche in seiner Tasche gesucht, und die Bewegung seiner Hände war von den Offizieren für eine convulsivische Zuckung des Todes gehalten worden. Er hatte dann behutsam den Dolch aus seiner Tasche gezogen und ihn dem Lieger in das Herz gestossen.

Das heißt Verstand und Muth am rechten Flecke beweisen! Durch die Gegenwart seines Geistes hatte der junge Mensch sich aus dem Nachen des Tigers befreit. Wer dem Herrn vertraut und den Götterfunken seines Geistes treu ernähret und anwendet, der darf kühnlich auf Wolchen und Ottern treten, der Herr wird ihn erhalten!

Schwarz, Roth und Gold.

Das sind liebliche Farben, mein freundlicher Leser, und es heimelt den Hausfreund an, in der Erinnerung, wenn er an ihre Bedeutung denkt, und er schämt sich nicht zu sagen, daß er sie auch in den seligsten Tagen seines Jugendlebens an der Kappe getragen, obgleich sie durch Mißverständnis und Mißbrauch früher und noch in unsern Tagen verrufen und geächtet worden sind. Denn das Schwarz bedeutet den Ernst des Leben und weist uns hin auf das eifrige Streben nach Würdigkeit eines künftigen schönen Zustandes, welcher auf Erden und mit Menschenzungen Ewigkeit genannt wird; Das Roth bedeutet Freude und Liebe, die wir nach Gottes Weisung auf Erden genießen sollen; denn in dieser Farbe lacht uns die Morgen- und Abendröthe an, die liebliche Rose und selbst der Bliß, der vom Himmel zuckt, uns die Güte und Allmacht unseres Schöpfers und Vaters in unsern Herzen als Echo, in wiederhallenden Tönen, und als in der Seele sich spiegelnde Farbe zu verkünden. Das Gold aber das höchste äußerliche Gut der Erdenwelt, bezeichnet die Verklärung des irdischen Lebens zum Himmlischen; denn gleichwie das Gold, das edelste der Metalle, geläutert wird im Feuer also auch der Mensch im Erdenwallen durch Schicksals-Prüfungen, so daß der Goldrand an der Himmelswolke ihm ein äußerliches Zeichen ist, daß der geistige Schatz, den er in seinem Herzen gesammelt hat aus dem Erz der Erde, in ihm gesichert sey für eine bessere Welt; denn weder Diebe können ihm nachgraben, noch werden ihn Motten und Rost fressen; Dieser Schatz allein ist es, den der staubgeborne Erdenpilger mit hinüber in das unbefannte Jenseits nimmt. Wohl dem, welchem dieses Gold der Verheißung in der Sterbestunde nicht fehlt! Denn derjenige welcher das irdische Gold allein gesammelt, läßt es am Grabesrand zurück, und seine Seele, durch das Gewicht in ihrem Fluge zur ewigen Freiheit gehemmt, wird herabgezogen in den Erdenstaub und bleibt daran kleben. —

Es ist nicht zu läugnen, daß jene Farben eine schöne Bedeutung haben, und wer diese zum Sinnbild seines Lebens gewählt hat, den darf es niemals gereuen. Wenn sie aber zu äußerlichen Zwecken mißbraucht werden und ihre himmlische Bedeutung eine irdische wird, wie in unsern Tagen der Fall war, so darf

mein freud
 in Qualfreud
 er an ihm
 ch nicht ja
 stigten Lag
 urre getrag
 und Weib
 agen verrei
 das Schwa
 ch weiß an
 ch Weiblich
 ch, welcher
 en Ewigl
 voret Frat
 es Weibung
 iser Fortsch
 e an, die
 der vom sp
 Anacht un
 untern Her
 Anen, und
 urde zu ver
 obste d'ü
 gnet die W
 zum Him
 das ellic
 Feuer als
 durch Esp
 Goltend
 heiliges Sch
 en er in
 Erz des
 bestete W
 schgraben
 freigen: D
 er Staubge
 das unbest
 welchem d
 überbesten
 das isidisch
 am Grabste
 das Gemäch
 elheit g'bra
 nstaub und
 das jenn
 aben, und
 ens gemäch
 Wenn sie
 ucht werden
 eine isidisch
 all war, so



es uns nicht wundern, was an verboten sind. Wir Badner wollen uns an unsere Hausfarbe halten; roth und goldgelb ist sie ja, und an Ernst kann es in so ernster Zeit nicht fehlen; er kommt fast von selber. Carl Friedrich, glorreichen Andenkens, und sein edler Spross Leopold sey unser Feldgeschrei, denn diese Namen erklingen nicht bloß vom Munde, sondern sind in die Herzen geschrieben.

Während von allen Seiten die Völker bewegt sind und streiten und hadern um wirkliche oder eingebildete Rechte und Freiheiten, herrscht Ruhe und Frieden im babysischen Lande sie vertrauen ihrem liebenden Fürsten und ihren treueifrigen Vertretern oder Landständen. Aber weder der Eine noch die Andern können auf einmal alle Wunden heilen, — selbst beim besten Willen nicht.

Furchtbare Bestrafung eines Advokaten.

Der Herzog Galeazo zu Mailand, welcher im Mittelalter regierte, erfuhr gesprächsweise, daß in seiner Residenz sich ein Advokat aufhalte, welcher durch Ränke und Listen und Satanskünste die klarste Rechtsache so lange hinauszuziehen verstünde, daß oft erst der Tod der Parteien dem Prozeß ein Ende mache. Das wurmte dem Regenten in seinem Herzen, denn er war ein Feind aller Ungerechtigkeit. Um den Menschenquäler in die Falle locken zu können, fragte der Herzog seinen Haushofmeister, ob er (der Herzog) gegenwärtig keinem Hoflieferant etwas schuldig sey? Jener antwortete, nur ein Bäcker habe an den Fürsten noch hundert Lire zu fordern. Da gab der Herzog dem Diener die ernste Weisung, den Bäcker dahin zu bestimmen, daß er ihn wegen dieser Schuldforderung verklagen sollte. Zwar weigerte sich dieser, weil er keine Ursache hatte, für sein Guthaben besorgt zu seyn, aber der feste Wille des Herzogs und die Drohung, daß er die Brodlieferung verkleren würde bestimmte ihn zur Klage; denn in jenen halb monarchischen halb republikanischen Staaten, mußte das Staatshaupt wie der gemeine Mann sich der Untersuchung unterwerfen. Als der Herzog auf die eingefommene Klage vor den Gerichtshof geladen worden war, ließ er den berüchtigten Rechtsverdreher vor sich kommen und legte ihm die Sache vor, mit der Frage: „Was ist nun hierbei zu thun? Das

Werd bin ich dem Waane allerdings schuldig, aber ich möchte ihm doch, weil er mich verklagt hat, nicht gleich den Willen thun.“ Der Advokat erwiderte: Sepen Euer Durchlaucht darüber unbesorgt; lassen Sie mich nur machen! Ich will die Sachen so in die Länge ziehen, daß der arme Tropf wenigstens binnen zwei Jahre keinen Heller bekommen soll!“ — „So, das willst Du, schändlicher Bösewicht!“ ergrimmte der gerechte Regent; „hab ich Dir nicht gesagt, daß ich dem Bäcker die angelegte Summe schuldig bin? Und gleichwohl willst Du gegen Dein und mein Gewissen dem armen Mann seine Forderung verdämmern? Du entbildest Dich nicht, Gerechtigkeit heucheln der Schurke, bei einer anerkannten Schuld noch einen Prozeß zu führen? Hast diesen Gerechtigkeitsmörder,“ rief er der Wache zu, „und werft ihn ins Gefängniß! Dieser lose Dube soll gehängt und dann sein Leichnam geviertheilt werden, damit das gemeine Wesen nicht mehr durch ihn verderbt werde!“ — Der Herzog ließ die Sache an den hohen Rath gelangen, ohne welchen er kein Urtheil vollziehen lassen durfte; dieser bestätigte den Ausspruch, und der ungerechte Diener der Themis wurde wirklich aufgeklopft und sein Leib in vier Stücke zerissen. —

Mag man diese Zeit und ihre Prozesse und Strafen auch barbarisch schelten, es liegt doch ein tiefes Gefühl für beleidigte Menschenrechte darin, was man in unsern Tagen oft so leicht nimmt! Der Advokat hat die Rechte des Landes studirt, sie zur Entscheidung streitiger Sachen nach besten Wissen und Gewissen anzuwenden. Wenn er aber durch Eigenug oder Ehrgeiß oder Haß und Nachgefühl böswogen gegen seine Ueberzeugung eine schlechte Sache vertheidigt und einer guten widerstrebt, so ist er eine Plage der menschlichen Gesellschaft, die man durch alle Mittel unschädlich machen soll. —

Römischer Mißverstand.

Ein Mann, der einen bösen Fall gethan hatte, wurde vom Wundarzte gefragt, ob er sich in der Gegend des Wirbelbeines verletzt habe? „Ei bewahre,“ war die Antwort, indem der Patient ächzend an seine Hüfte langte: in „der Gegend des Marktplazes!“

Der größte aller Raubvögel.

Haben dem geneigten Leser im Kalender von 1832 von ~~walden~~ Riesenbäumen erzählt, die fast so alt sind als die Welt, und es hat bis dato noch Niemand etwas dagegen eingewendet; nun wollen wir auch von einem Riesenvogel melden, gegen welchen der hochberühmte Vogel Strauß sich verhält, fast wie Dauldchen zu Gollath.

Ein Naturforscher Namens Temple, welcher kürzlich Reisen durch Peru in Südamerika gemacht und die Beschreibung derselben gedruckt herausgegeben hat, sah auf seiner Reise, wie er erzählt, einen Condor, der eben an einem todtten Pferde zehrte und sich so überfüllt hatte, daß er zu träge zum Entfliehen den Jäger bis auf die Weite eines Pistolenschusses herankommen ließ. Da breitete er endlich seine unermessliche Schwingen aus, die Flucht durch die Luft zu ergreifen, als der Reisende seine mit einer tüchtigen Ladung kleiner Kugeln versehene Wäsche auf ihn abbrannte, ehe er sich bedeutend erheben konnte. Er stürzte vom Schusse getroffen in die Tiefe. —

Welch ungeheures, furchtbares Unthier sah nun der Schütze in der Schlucht unter sich im Todeskampf freischwebend und mit den Flügeln schlagend! Ein Adler, ein Lämmergeier erregt schon mit Recht Furcht und Schrecken; — wird man es aber nicht für ungläublich halten, daß ein Bewohner der leichten, dünnen Luftregionen, dem riesenhaftesten Landthiere und Meerungeheuer ähnlich seyn könne? — Dort in Südamerika, wo die höchsten Berge, die größten Ströme und die ausgedehntesten Ebenen sind, findet sich auch dieser Wundervogel, Condor genannt, der uns beweist, daß die fabelhaften Nachrichten vom Vogel Rock, auf dessen Rücken ein Zelt ausgespannt seyn soll, in welchem eine Prinzessin sitzt, nicht ganz grundlos waren. Die Alten hatten vielleicht größere Thiere gesehen, als wir heut zu Tage sehen, wie die Mammutknochen noch beweisen, die man unter der Erde findet und die auf ein Landthier hinweisen, bezugleich in unsern Tagen der Erdboden nicht mehr lebendig hegt, so weit er uns bekannt ist. —

Der Condor ist, nach Temple's Zeugniß, so groß und stark, daß er mit seinen Krallen einen Ochsen ergreift und in die Luft erhebt, aus welcher er ihn herabfallen läßt, um ihn zu tödten und zu verzehren. Dieser Nimrod Temple, der den größten Vogel der Erde er-

legt hat, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, giebt aus seinem Tagebuche folgende Beschreibung von der Größe des Vogels an, die er mit eigener Hand an Ort und Stelle in sein Taschenbuch gezeichnet:

Wenn die Flügel des Condor ausgebreitet sind, messen sie sechzehn Schritt oder vierzig Fuß von einer Fingelspitze zur andern. Die Schwungfedern sind acht Schritt oder zwanzig Fuß lang, und der Kiel hat acht Zoll im Umfang! —

Das gäbe eine schöne Schreißfeder, lieber Leser! Einer allein könnte sie nicht regieren, nicht einmal mit Fäusten, selbst der teutsche Bundestag zu Frankfurt, wo doch viele Mitschreibenten sind, hätte gewiß Mühe, mit seiner Gesamtkraft eine solche Feder geschickt zu führen, wenn auch alle zugleich Hand anlegten.

Eine Raubscene aus Westindien.

Vor einigen Jahren fuhr eine kleine amerikanische Brigg, d. h. ein Seeschiff vom geringsten Umfang, nach der englischen Insel Jamaica in den westindischen Gewässern, und traf auf ihrer Fahrt an der Südküste der spanischen Insel Cuba auf einen Seeräuber-Schooner, welcher letztere Namen ein kleines Kriegsschiff bedeutet. Die Brigg vom Capitän Smithton geführt, war nur mit sieben Mann besetzt und daher war jeder Widerstand vergebens, denn ihr Feind zählte 40 bis 50 Mann, fast sämtlich Schwarze oder Mohren mit Flinten bewaffnet; überdieß hatten sie eine Dreifache oder kleine Kanone, die man nach allen Seiten richten kann. Die Neger kamen an Bord und bemächtigten sich sogleich eines Theils der Ladung, als der amerikanische Kapitän in ihrem Anführer einen Mann erkannte, der früher unter seinem Commando als Bootsmann gedient hatte. Dieser Seeräuber war sogleich seiner frühern Verbindlichkeit eingedenk und befahl seinen Leuten, vom Plündern abzulassen und ruhig an Bord des Schooners zurückzufahren. Doch diese murrten und behaupteten, dieser Befehl sey den Bedingungen, welche sie mit ihm, als sie in seinen Dienst traten, abgeschlossen hätten, ganz zuwider. Der Seeräubershauptmann blieb standhaft in der Verteidigung seines alten Freundes. Doch die Neger griffen nun die Amerikaner an, entwaffneten und banden sie; auch ihren Befehlshaber und den Kapitän Smithton, welche während des Gefechtes zwei Neger ver-

Rheinländischer Hausfreund. 1833.



wundet hatten. Beide erwarteten so fort den Tod; aber die Schwarzen ließen nach einer kurzen Beratung das große Boot der Brigg über Bord, und befahlen den beiden Kapitänen, es ohne Verzug zu beiseigen und so schnell wie möglich fortzurudern. Sie wagten es nicht, sich dieser grausamen Maßregel zu widersetzen und arbeiteten kräftig rudern fort; denn als sie rückwärts blickten, sahen sie drei Flinten auf sich gerichtet, andeutend, welchen Empfang sie zu erwarten hätten, wenn sie es wagten, an die Brigg oder an den Schooner zurückzukehren. Alles dieses geschah um Mittag. Die Kapitäne waren noch nicht drei englische Meilen von den Schiffen entfernt, als sie beide unter Segel gehen und in die See fliehen sahen. Jetzt erst spann sich ein Gespräch zwischen den zwei Unlucksgefährten an. Kapitän Smichton war höchst traurig, daß er seinem Bekannten diesen Unfall zugezogen, und äußerte seine Furcht, daß dessen Edelmut sich nun in Wuth gegen ihn verwandeln werde. Doch der Neger aufserte nur Zorn gegen die Meuterer, die ihn ausgefesselt hatten und sprach dem Kapitän Muth ein. „Cuba's Küste liegt vor uns,“ sagte er, „dort wollen wir während der Nacht landen; ihr habt mich, während ich bei Euch diente, gut behandelt; ihr sollt sehen, daß ich mich dankbar zeige und Euch schützen und beistehen werde!“

Die ganze Nacht hindurch ruderten sie unablässig und erreichten endlich eine wüste Stelle am Strande der Insel Cuba. Der Pirate oder Seeräuber legte hier das Boot fest und schlich dann mit seinen Kammeräden eine dunstige Felsenkluff, voll Gebüsch und ohne irgend einen Fußpfad, aufwärts. Doch jener schien mit der Segel wohl bekannt zu seyn und schritt so schnell vorwärts, daß der Kapitän ihm kaum folgen konnte. Bald sahen sie in der Nähe ein Licht schimmern; der Neger pff, und in wenig Augenblicken standen sie bei einigen niedrigen, schlecht gebauten Hütten. In eine derselben führte der Neger den Kapitän, der hier, zu seinem nicht geringen Erschrecken, zwei Negerinnen, einige Männer und Kinder erblickte, die seinem Begleiter mit einem herzlichen Willkommen entgegeneilten und sich höchlich über seine unerwartete Ankunft wunderten. Der Pirate unterhielt sich mit ihnen in einer Sprache, die der Amerikaner nicht verstand, und die beiden Frauen bereiteten nun ein Abendessen. „Eine von diesen Frauen ist meine Gattin,“ sagte der Pirate, hier lebe ich, wenn ich nicht auf der See bin; in diesen Hütten verwahre ich meine

Waaren und mein Geld, doch liegt diese Stelle so versteckt, daß wäret ihr jetzt am Strande, ihr ohne Begleiter euch nicht finden würdet.“ Wato darauf setzte man sich zu Tische und war recht gut bewirthet. Dann zeigte der Pirate dem Kapitän eine Schlafstelle und ließ ihn dort allein. Doch ehe der Tag anbrach, weckte er ihn und führte ihn an den Strand, wo zwei Maulthiere gesattelt stunden und ein Neger bei ihnen. „Dieser Mann, sagte der Pirate, wird Euch durch die Waldung nach einem, 4 englische Meilen von hier liegenden Ort führen; dort werdet ihr leicht Gelegenheit finden, nach Havanna zu kommen. Dem Manne müßt Ihr, als Euerm Diener, einen Paß verschaffen. Ich weiß, Ihr habt alles verloren; nehmt dies, um Euch für den Augenblick zu helfen.“ Mit diesen Worten reichte er ihm einen Beutel mit Pistolen und entfernte sich eilends. Der Kapitän bestieg sein Maulthier und nach einer beschwerlichen Reise durch fast undurchdringliche Urwaldung, erreichte er spät am Abend den Ort seiner Bestimmung. Als er sich von seinem Begleiter trennte, wollte er diesem etwas Geld reichen, doch jener nahm es nicht an und schritt sogleich fort. —

Unterhalb Jahre verglengen, ohne daß der Kapitän Smichton das Geringste von seinem Piraten Freund sah oder hörte. Am die Mitte des Jahrs 1824 führte ihn eine Seefahrt nach der Thompson's. Insel an Florida's Küste; es waren dort von einem Kriegsschiffe der vereinigten Staaten Seeräuber eingebracht. Sogleich fiel ihm sein Neiter in der Noth an Cuba's Küste ein — und welche Freude für ihn! schwer verwundet war auch Johnny, so hieß jener Neger, gefangen, und seine Hinrichtung blos aufgeschoben, weil man glaubte, er werde wohl an seinen Wunden sterben. Smichton aber sorgte redlich für seine Verpflegung und bewirkte bei seinen Landleuten dessen Begnadigung. Johnny lebt jetzt mit seinem Weibe und drei Kindern als Wächter auf einem Gute Smichton's am Mississippi, und hat das Erbtheil des Piraten weislich mit der Hacke des Landbauers vertauscht. —

Dankbarkeit ist allen menschlichen Herzen eingepflanzt, wie wir auch an diesem Neger sehen; darum ist Undank das Zeichen, daß der Mensch aller Laster fähig sey, — weil er die Urquelle, die Liebe aus seiner Seele verbannt hat. —

Von dem Diamanten.

Der hohe Preis der Diamanten röhrt nicht sowohl von ihrer Schönheit und Härte her, als von ihrer Seltenheit und von der Mühe und dem Aufwande, welche ihre Gewinnung erfordert. Bis her hat man sie bloß auf den heißen Erdgürteln gefunden, neuerlich auch im Uralgebirge, im nördlichen Rußland.

Brafilien ist das einzige Land in Amerika, in welchem man sie trifft. Die Geschichte ihrer Entdeckung in diesem Lande ist folgende. Nahe an der Hauptstadt des Bezirks, Cerro do Frio, fließt der Fluß Wilho Verde, wo man nach Gold zu graben, oder es vielmehr in dem angeschwemmten Boden aufzufuchen pflegte. Die Arbeitsleute fanden während dem Goldsuchen mehrere Diamanten, welche sie, wegen ihrer besondern Gestalt und großen Schönheit, zurechtzulegen veranlaßt wurden, obgleich sie ihren innern Werth nicht kannten.

Die Diamantenwerke am Flusse Igithonha sind von Herrn Mawe als die wichtigsten im brasilischen Reiche beschrieben worden. Das Wasser wird aus dem 3—9 Fuß tiefen Flusse durch einen Seitenkanal abgeleitet und durch einen Damm von mehreren tausend Sandfäden vom fernern Lauf im Bette abgehalten; die tiefern Stellen, wo noch Wasser steht, von diesem durch Kettenpumpen befreit, der Schlamm weggeschwemmt und die Cascachao oder Diamantenerde ausgegraben und an einen schicklichen Ort zum Auswaschen geschafft. Das Auswaschen geschieht auf folgende Weise: Es wird ein aus aufrecht stehenden Pfählen, auf welchen ein Strohdach ruht, bestehender Schuppen oder Schopf in Gestalt eines länglichen Vierecks, etwa 90 Fuß lang und 40 Fuß breit, errichtet. Mitten durch den Schuppen wird durch einen mit Bohlen bedeckten Kanal Wasser geleitet, und auf diese Bohlen die Erde 2 bis 3 Fuß hoch aufgetragen. Auf der andern Seite des Schuppens ist ein Boden von Bohlen, etwa 12 bis 15 Fuß lang, in Thon eingelegt, der durch den ganzen Schuppen der Länge nach durchläuft und sich ganz allmählig vom Kanal abwärts senkt. Auf diesem Boden sind vermittelst anderer auf die Kante gestellter Bohlen etwa 20 Abtheilungen oder Ständer gebildet, deren jeder 3 Fuß breit ist und oben mit dem Kanale so in Verbindung steht, daß durch eine, etwa einen Zoll breite Oeffnung aus diesem Wasser in denselben hineinstömt. Durch diese Oeffnungen fällt das Wasser etwa einen halben Zoll tief in die Stän-

der hinab und kann nach jeder Stelle derselben geleitet und nach Belieben durch ein wenig Thon abgedämmt und verstopft werden. Längs den niedern, vom Kanal abgekehrten Enden der Ständer ist ein kleinerer Graben zur Ableitung des Wassers gezogen. — In dem Erdbauen stehen in gleicher Entfernung von einander hohe Stähle für die Aufseher, auf welche sich diese setzen, sobald die arbeitenden Neger in die Ständer gehen. Jeder Neger hat eine mit kurzem Stiele versehene Harke von besonderer Form, mit welcher er ungefähr 50 bis 80 Pfund Erde in den Ständer zieht. Jetzt wird das Wasser eingelassen, die Erde ausgebreitet und beständig nach dem obern Theile hin abgehakt, so daß sie in beständiger Bewegung erhalten wird. Diese Behandlung wird eine Viertelstunde fortgesetzt, wo das Wasser anfängt heller zu fließen; und wenn so die Erdtheilchen alle vom Wasser weggeschwemmt sind, wird der feste Rückstand nach dem obern Ende hingehakt. Endlich, wenn das Wasser ganz rein abfließt, werden erst die größern dann die kleinern Steine herausgeworfen und dann das Ganze sorgfältig durchsucht, ob Diamanten darin vorhanden sind. Sobald ein Neger einen Diamant findet, stellt er sich aufrecht hin und klatscht in die Hände, dann streckt er seine Hand aus, den Edelstein zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen haltend. Ein Aufseher nimmt ihm denselben ab und legt ihn in eine mitten an der Decke des Schuppens aufgehängte, halb mit Wasser angefüllte Schale. In dieses Gefäß werden alle im Laufe des Tages gefundenen Diamanten gethan und nach vollendeter Tagesarbeit herausgenommen und dem Oberaufseher eingehändigt, der sie wiegt und einzeln in ein Buch einträgt, das zu diesem Behufe gehalten wird.

Wenn ein Neger so glücklich ist, einen Diamant von siebenzehn und einem halben Karat Gewicht zu finden, so hat folgende Feierlichkeit statt:

Er wird, mit Blumen bekränzt, im festlichen Aufzuge zum Grubenvorsteher geführt, der ihm seine Freiheit schenkt, indem er seinem Herrn das Kaufgeld bezahlt. Auch bekommt er noch eine neue Kleidung und darf nun für seine eigene Rechnung arbeiten.

Für kleinere Steine werden verhältnismäßige Prämien oder Belohnungen gegeben, während mancherlei Maaßregeln getroffen sind, die Neger vom Stehlen der Diamanten abzuhalten. Um dieser Ursache willen lassen sie auch die Aufseher oft ihre Stände wechseln, wenn sie etwa Edel-

stetig in den Ecken derselben versteckt haben sollten. Wenn ein Neger in Verdacht geräth, einen Diamant verschluckt zu haben, so schließt man ihn ganz allein in ein Zimmer ein, und ergreift zweckdienliche Mittel, den Edelstein wieder an's Tageslicht zu befördern.

In diesen brasilischen Diamantgruben wurde der größte Edelstein der Art gefunden; er wiegt 1680 Karat! Obwohl er noch nicht geschliffen ist, wurde er doch von einem Kenner auf 224 Millionen Pfund Sterling, oder fast Karoline, geschätzt, wer's dafür geben will; da könnte man wohl sagen: Wie theuer, Herr, dein Königtum? — Der gehört der Krone Portugal. Ob jetzt der Wütherich Don Miguel, oder sein besserer Bruder Don Pedro, der ehemalige Kaiser von Brasilien, im Besitze dieses Kleinodes ist, weiß der Hausfreund nicht anzugeben, wahrscheinlich Don Pedro. Wenn der Eine dem Andern diesen Diamant herausgeben möchte, nämlich Pedro an Miguel, so könnten die feindlichen Brüder viel Menschenblut sparen; der Stein wäre dem jungen Tyrannen schon zu gönnen, denn es ist doch nur ein gefühlloser Stein, und jener verdiente, selbst von Stein, eher über Steine zu regieren, als über Menschen, denen ein Herz im Busen schlägt.

Vom Pferde.

Obgleich das Pferd nicht eigentlich dem Menschen zur Nahrung dient, sondern nur in Nothfällen dazu gebraucht wird, ist es doch eines der vornehmsten Geschöpfe der Erde nach dem durch Vernunft über alle Thiergeschlechter erhabenen Menschen. Schönheit der Gestalt, Geduld in Leiden und Schmerzen ohne Murren ja fast ohne Laut, Ueberlegung und Urtheil in allen Verhältnissen und Lagen, Liebe und Treue gegen seinen Herrn, den es auch im Tode nicht verläßt, gleich dem treuen Hunde, erheben es fast über alle Thiere, die wir kennen. — Insbesondere zeichnet es sich aus durch Muth und Kühnheit in Gefahr, besonders in der Schlacht. Wenn die Trompeten ertönen und zum Kampfe rufen, da fängt es vor Ungeduld und Schlachtenmuth an zu zittern und trägt auf das gegebene Zeichen seinen Reiter durch Lanzen und Kugeln in die Reihen der Feinde; in den meisten Gefechten decken eben so viel Rosse als Reiter sterbend und todt und verstümmelt das Schlachtfeld.

Das Pferd ist die Seele des Reiters in der Schlacht und freudig schnaubt es mit Gefahr und Tod dem Siege entgegen.

Ein Beispiel von der Liebe zu seinem Füllen, so wie von seiner Ueberlegungs- und Urtheilskraft ereignete sich im Frühling 1794 auf der Elbinsel Kraut sand, deren man als einer Pferdewaiden sich bediente. Eine Schnellfluth überschwemmte plötzlich die Insel und gleichsam als ob die Mutterpferde einen Rath gehalten hätten, zogen sie sich mit wiehernenden Stimmen, ihre Fungen in der Mitte, auf dem höchsten Punkte des Ulandes zusammen. Ihre Füllen zu retten, die schon halb im Wasser standen, nahmen allemal zwei alte Pferde ein Füllen in die Mitte zwischen sich, indem sie sich so zusammengedrängten daß es durch gegenseitiges Zusammenklemmen über dem Wasser erhalten wurde. — Das Rindvieh, welches sich ebenfalls auf dieser Insel auf der Waide befand, hatte ohne Rücksicht sich längst flott gemacht, um sich durch Schwimmen zu retten, während die edlen Rosse, ihre theuern Lasten zwischen sich haltend sechs Stunden unerschütterlich standen, bis bei eingetretener Ebbe das Wasser sich verlor und sie mit ihren Füllen gerettet waren.

Das Pferd kennt auch die Freuden der Freundschaft und schließt sich mit Zärtlichkeit an dasjenige an, welches an seiner Seite den Acker pflügen, mit ihm am Wagen ziehen oder in den Kampf rennen muß.

Ein Prediger in Preußen hatte seit längerer Zeit ein abgängiges Cavallerie-Pferd in Besitz, um bei vorgeschrittenem Alter damit seinem beschwerlichen Fußwerke auf seinen kleinen Reisen zu Hilfe zu kommen. So kam er einst, als er in ein benachbartes Städtchen ritt, zu einer Revue oder Soldatenmusterung, wobei Kriegsübungen im Frieden angestellt werden, Manöver genannt, damit jeder wisse, wie er es machen soll, wenn es gilt im Ernst. Die Sache mit anzusehen hielt der Pfarrer auf seinem alten Rappen sitzend, auf einer Anhöhe, wo er sich sicher glaubte, in guter Ruhe. Als aber ein Reiterregiment in der Nähe vorbeisprenge und die Trompeten zum Angriffe bliesen, da erwachte die alte Kampflust in dem edlen Schlachtgenohnten Thiere, und dem Zügel und Sporn des schwachen Lenkers trotzend schloß es sich an seine alten vierfüßigen Cameraden an und machte alle Wendungen und Schwenkungen mit, ohne daß es sein Reiter hindern konnte, denn es kannte den Dienst besser, als sein

Herr und er ~~wusste~~ gehorchen und mitgehen
wohin es wollte. Der gute alte Mann mußte
sich gefallen lassen, was sein Sireitroß mit
ihm machte, und fest im Bügel haltend rief
er, indem er seinen Dreispiz festhielt aus.
„Soll ich in meinen alten Tagen
noch ein Dragoner seyn!“

Lernet daraus: Auch die Thiere sind Ge-
schöpf aus Gottes Hand, wie der Mensch, und
sie haben so viel Verstand von unserm Schöp-
fer und Richter erhalten, daß sie ihren Feind
einst vor ihm verklagen und zur Rechenschaft
ziehen können! Wer ein Thier mißhandelt,
ächtet seinen Nebenmenschen und seine eigene
Würde nicht, und verdient nicht, daß er auf
Erden über das Thier herrsche; vielleicht wird
es in einer andern Welt anders kommen und
es könnte der Herr der Knecht seyn.

Christliche Theilnahme an einem Fuße.

In einem namhaften Dorfe wurde einem
Manne, der einen unheilbaren Schaden am
Beine hatte, dasselbe vom Wundarzte abge-
nommen, um sein Leben zu retten. Als die
schmerzliche Operation überstanden war, blickte
er wehmüthig auf den abgenommenen Theil
seines Fußwerks hin, das ihn so manches Jahr
durch die Welt zu tragen mitgeholfen hatte.
Mit einem Seufzer äusserte er endlich den
Wunsch, daß man dem von ihm getrenn-

ten Körpertheile doch eine christliche Ruhe-
stätte auf dem Kirchhofe gönnen möchte und
ein ehrliches Begräbniß, hinfmal derselbe,
wenn er auch hier und dort krumme Wege ge-
wandelt, doch stets sich bemüht habe, wieder
auf den rechten Pfad zurück zu kommen.

Der gutmüthige Pfarrherr, der wohl noch
etwas anders als gutmüthig war, begleitete
mit Andern die in ein Sarglein gelegte Fuß-
leiche zum Grabe, und um ihm doch noch die
letzte Ehre anzuthun, sprach er, die Hände fal-
tend: Laßt uns nun noch für unsern selig
verstorbenen Mitfuß ein christliches Vater-
unser beten.

Merke: die Seele wohnt nicht im Fuß!

Sprachfehler.

Morell, ein italienischer Sänger am Hofe
des Landgrafen Friedrich von Kassel, war ein
sehr leidenschaftlicher Jäger. Als ein Freund
ihm einst auf der Rückkehr von der Jagd be-
gegnete und ihn frug, was er geschossen habe,
antwortete er mit großer Behendigkeit: „Ab
sich geschöß ein iucker Was, swei Rabbin und
ein Hänervasser!“ (Das sollte heißen: einen
jungen Hasen, zwei Rebhühner und ein Wa-
ferhuhn.)

Uebersicht der neuesten Zeitereignisse.

Das vergangene Jahr war, wie wir es am Schlosse des verstorbenen vorhersehen, be-
sonders reich an Volksbewegungen, Unzufriedenheit und kleinen Revolutionen, obgleich in-
dessen kein eigentlicher Krieg ausgebrochen ist; wohl wurde mittlerweile ein angefangener Krieg,
der blutigste und schrecklichste in diesem Jahrhunderte, beendigt, der Vertilgungskampf zwischen

den Polen und Russen.

Der Hausfreund gab Anfangs Septembers vorigen Jahrs am Schlusse des Jahrsberichts
seine Besorgniß zu erkennen, daß Polen unterliegen würde. Casarewitsch Constantin war
gestorben, Diebitsch-Sabalkanski, welcher ebenfalls gegen Polens Helmsinder nichts ausrich-
ten konnte, war ihm nachgefolgt in die andere Welt; da übernahm Paskewitsch-Eribanski,
der Türkenieger in Asien, das Kommando. Nun gieng schneller, denn er schonte die Men-
schen nicht, und es kamen zehn Russen auf einen Polen im Streite. Dessenungeachtet soch-
ten sie mit unerschütterlichem Muthe und dängten, Freiheit oder Tod suchend, vielleicht zum
letztenmale, die vaterländische Erde mit ihrem Blute. Die glorreichen Schlachten von Pra-
ga, Siedlce, Dembe, Wielke, Dobro, Grochow, und besonders Dzikowka, wo
es am blutigsten hergieng, und alle die un ähligten andern Plätze nicht gerechnet, wo das
Schwert des Bürgengels wüthete, waren vergebens geschlagen für die Polen; sie mußten

übermächtig wachen; die Namen Lubcelski, Strzynecki, Chlopff, Dwernicki, Komarino, Dembencki, Langermann, Schuelder, und wie die Helden alle heißen, sind Eigenthum der Weltgeschichte geworden und sie wird sie noch den Völkern der Nachwelt melden, wenn vielleicht Rußland selbst, der jetzt gewaltige Koloß, einem fremden Herrn fröhnen muß. Am 8. Sept. 1831 zog Paskewitsch siegreich in der Hauptstadt Polens ein und erhielt zum Lohn seiner Thaten den Titel: Fürst von Warschau! — Der Hausfreund beneidet ihn nicht darum. — Die kleinen Ueberreste jener unbezwinglichen, aber germalmten Polenarmee sind auf fremden Boden geflüchtet und sehen ihre vaterländische Erde nicht mehr, die von russischer Wassengewalt besetzt ist. Hat nicht mancher Leser dieses Jahr manchem braven Polen die Hand gedrückt und sein Brod mit ihm getheilt? Dieser Kampf und Sieg soll dem Russen 120,000 Mann gekostet haben; und in sofern wäre es vielleicht besser gewesen, Kaiser Nikolaus hätte auf den Titel eines Königs von Polen verzichtet, denn es gibt fast keine Polen mehr und über dem unglückseligen Lande herrscht Todtenstille, wie über einem großen Leichenhügel. Die wenigen Tausenden von Polenkriegern, die in ihr Vaterland zurückzukehren wagten, sind, wie man sagt, mit Verlust ihrer Namen, nach Nummern geordnet, nach Sibirien oder in das Innere von Rußland verwiesen worden. Ehre dem Todten! Muth den Ueberlebenden! Auch dieser Prozeß wird in der nächsten Tagung des Weltgerichts genauer untersucht werden.

Holland und Belgien.

Der Hausfreund empfindet eine Art von Unmuth, daß von dem fatalen Verhältnisse dieser beiden, noch jüngst vereinten Reiche, von welchen er schon vor einem Jahre redete, noch immer die Rede seyn muß; er hätte gewünscht, daß die Sache zwischen beiden Völkern längst entschieden wäre. Wer will die Konferenzen, die Protokolle, die Couriere zählen, die in dieser Angelegenheit seit einem Jahre gemeldet wurden und Millionen kosteten? Dennoch ist nichts ausgerichtet bis jetzt; und es hat allen Anschein, daß es nächstens zur Entscheidung mit dem Schwerte kommen werde, weil die Federkiele nicht mehr ausreichen. König Wilhelm von Holland sieht gerüstet und weiß, worauf er bauen darf; der neue König Leopold von Belgien, wie er meint, hat auch seinen Rückhalt; die Hand ist an den Degenriff gelegt. —

Wenn sie es unter sich allein, die Holländer und Belgier, ausmachen, und nicht Feder von beiden, der Eine von Osten, der Andere von Westen her, so einige hundert tausend Mann Bundesgenossen mit sich führen, die in unsern Rheingegenden zusammentreffen müssen, so können wir ruhig zuschauen, denn wir haben die Hände nicht angefangen. Aber meistens wurden die Streitigkeiten Europa's am Rheine ausgefochten und wir mußten die Fehde bezahlen. — Gott verhüte, daß zu dem durchkämpften Mangeljahre auch noch ein Kriegsjahr kommt und den Ueberfluß dieser Jahresernte verzehre! Die Menschen haben sich noch nicht erholt! —

Frankreich und England.

Mit Frankreich steht es so ziemlich noch auf dem alten Fuß, wie wir es im vorigen Jahre verlassen haben; König Ludwig Philipp herrscht noch immer, trotz vielen Widersachern, die es mit der alten Herrscherlinie halten und entweder den vertriebenen Karl X oder seinen Enkel Heinrich den V auf den Thron wissen wollen. Diese Partei hat in allen Ecken Frankreichs, besonders in der bekannnten Vendée, Unruhe zu erregen gesucht, die zum Theil recht ernsthaft waren und nur mit Wassergewalt gedämpft werden konnten, zumal da sich die Herzogin von Berry, die angebliche Mutter des jungen Herzogs von Bordeaux oder Heinrichs V, wie ihn seine Anhänger nennen, selbst auf verschiedenen Seiten an die Spitze stellt. In Paris und Lyon zumal, hat es förmliche Aufstände gegeben. Eine Tochter des Königs ist dieser Tage mit dem neuen König der Belgier, Leopold, zu Compeigne vermählt worden, daher auch die politische Verbindung zwischen Frankreich und Belgien. Der große Minister Perier ist im Laufe dieses Jahres an der Cholera gestorben, welche Seuche sich über den größten Theil Frankreichs verbreitet und schon Tausende dahin gerafft hat. — Wie sich die

Engländer in diesen Händen bekehmen werden, steht noch zu erwarten; bald meint man, sie wollten es mit den Belgiern, bald mit den Holländern halten, bald mit keinem von beiden. Das Letztere ist das Wahrscheinlichste. Sie werden warten wie sich die Sachen gestalten und dann diejenige Partei ergreifen, die ihnen den meisten Nutzen bringt. Uebrigens sind ihre Schiffe auf allen Meeren und an allen Hauptplätzen schlagfertig und des Wintes gewärtig, wohin sie ihre Kanonen richten sollen. Die fatale Cholera ist neuerdings auch in England wieder ausgebrochen.

Spanien und Portugal.

Portugal ist im Augenblick das einzige Land in Europa, wo wirklich Krieg geführt wird, und zwar ein Bruder- und Bürgerkrieg um den Thron von Portugal, zwischen Don Pedro, dem Erbkaiser von Brasilien und seinem Bruder Don Miguel, dem gewalthätigen Usurpator und Tyrannen. Seine Herrschaft mit Blut gefäet und behauptet, wird wohl ein Ende haben, ehe der geneigte Leser diese Worte gedruckt liest, denn allenthalben stehen seine Schaaren vor Don Pedro, und der König von Spanien hat seinem guten Freunde Don Miguel schon das schöne Schloß Arenas im spanischen Esiremadura einrichten lassen, auf daß er ausruhen könne von seiner Blutarbeit, und seine Werke werden ihm nach folgen.

Von Spanien und König Ferdinand VII läßt sich nicht viel sagen. Der König hat zwar tüchtig Truppen marschiren lassen an die portugiesische Gränze, um seinem nobeln Vetter zu helfen, aber andere Leute z. B. die Herrn Engländer haben gesagt: Nein, es darf nicht seyn, oder zc.! — und so ist es denn unterblieben und die Spanier machen nun eine Faust im Saß und tragen ihren Zorn im Stillen.

Griechenland bekommt nun, nachdem sein braver Präsident, der Graf Capodistrias durch Mord ermordet um's Leben gekommen, einen eigenen König in der Person des jungen Prinzen Otto von Baiern, der mit geregelten Truppen, Engländer, Franzosen und Baiern Ruhe und Ordnung in dem verödeten, unglücklichen Lande herstellen soll und wird, denn die Griechen sind sich selbst entgegen, es braucht keine Türken. Wenn nicht einer kommt, der seinen Worten Kraft und Nachdruck geben kann, giebt's keine Ruhe. — Gott schenke dem braven jungen Königsohne Glück zu seinem großen Beginnen! Er hat nicht das bequemste Loos erwählt! Er ist gleichsam ein Königscolonist, der auszieht, aus einer geliebten, geregelten Heimath, um eine Wildniß zu einem Paradiese zu machen. Heil und Segen mit dir, edles teutsches Fürstenblut! —

Die Türken haben vor der Hand, keine größere Sorgen, als wie sie den Pascha von Aegypten, Mehemet Ali und seinen Sohn Ibrahim Pascha vom Halse kriegen wollen. Der Krieg hat längst offen begonnen, und Ibrahim hat bereits die Hauptstadt und Festungen in Syrien St. Jean d'Acree und Damabecus eingenommen. Wenn es so fort geht, wird der Pascha von Aegypten bald mächtiger als der Sultan seyn.

Algier, eine Stadt und Provinz in Afrika, ist noch immer in den Händen der Franzosen, und der verjagte Ex-Dep sucht schon lange einen neuen Platz, kann aber keinen finden. Die Engländer, die doch mit Allem handeln, könnten ihm vielleicht einen ausmachen. — Uebrigens mögen sich diejenigen, die nach Algier auswandern wollen, besinnen, ehe sie das teutsche Land verlassen, denn die Beduinen und Araber in jenen wilden Gegenden sind flugs bei der Hand, den Leuten die Köpfe abzuschneiden, und überraschen sie wie der Dieb in der Nacht. —

Italien ist nun wieder ruhig; es hat darin auch tüchtig gerevoluzt, aber die Desterreicher haben die Sachen getuschelt; auch die Franzosen haben sich drein gemischt und z. B. die päpstliche Stadt Ancona besetzt. Der heil. Vater hat sich zwar nicht dafür bedankt, aber es blieb bis jetzt doch dem also.

Unser Teutschland ist auch ruhig; es ließe sich viel und wenig sagen! Vertraue nur ein jeder Teutscher seinem resp. Regenten und dem Bundestage zu Frankfurt und vergesse das Sprüchlein nicht: Wete und arbeite! Dabei ist noch keiner verdorben!

Wir Badner wissen an wem wir uns zu halten haben!